

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 169.

Samstag, 21. Juli.

1928.

(Schluß.)

### Die Zwillinge.

Roman von Horst Bodemer.

(Nachdruck verboten.)

„Lieber Herr Lensing, nehmen Sie Vernunft an! Ich bin doch gekommen, um Sie um Verzeihung zu bitten!“

Er schüttelte sie ab mit seinen Riesenkräften. Aber sie sprang ihn wieder an. Versuchte, ihn festzuhalten. Sie flog in das hohe Gras. Sah Kurt Lensing wie einen Trunkenen nach dem Erlenwäldchen, nach der Elbe taumeln. Auf die Füße sprang sie. Rief: „Hilfe!“ „Hilfe!“ War schon wieder bei ihm, versuchte, ihn festzuhalten. Verzweiflung ließ ihre Kräfte wachsen.

Der Christian Theiß hatte die Nähmaschine, auf der er saß, schon angehalten, als er seinen Herrn mit Frau Wernstedt den Feldweg betreten sah. Da sollte wohl wieder der alte Tanz losgehen! Ach nein, er war auch noch auf der Welt... Augen hatte er, wie ein Falke... So, so, ins Erlenwäldchen wurde marschiert! Damit man Deckung gegen Sicht bekam!... Seit Trinken Fengel ihm den Laufpaß gegeben, hatte er eine Wut auf die Weiber... Nanu, da flog ja die Hamburgerin in hohem Bogen ins Gras! Alle Wetter, wenn das kein Zeichen von beginnender Genesung war! Lang reckte er den Hals... Klink, wie eine Kacke stand sie schon wieder auf den Beinen... Und der Herr Kurt torkelte weiter... Da hing sie wahrhaftig an seinem Hals, rief nach Hilfe... Die Leute rissen Witze. Christian Theiß summte das Blut in den Ohren, wie ein Wiesel war er von der Nähmaschine herunter, rannte querselbein! Vorbei an Frau Wernstedt, die Kurt Lensing wieder abgeschüttelt hatte. Sie rang die Hände.

„Halten Sie ihn fest,“ rief sie, „er will sich das Leben nehmen!“

Christian Theiß wußte aus eigener Erfahrung, so verrückt konnte mitunter ein Mann um ein Weib werden! Aber der Zustand hielt nicht lange an. Dann kam bald eine Zeit, da war einem alles gleichgültig, und schließlich dankte man dem Himmel, daß man gerade die nicht zur Frau bekommen hatte, auf die man so verlassen gewesen war.

Eine halbe Minute später stand er keuchend von dem raschen Laufe vor seinem Herrn, packte ihn an der Schulter.

„Wohin denn?“ schrie er ihn an.

Kurt Lensing sah den getreuen Christian mit irren Augen an. Der Stod fiel zu Boden, seine Hände griffen in die Luft, dann schlug er ohnmächtig hin.

Bira Wernstedt war entsetzt hinzugekommen. Christian Theiß sah sie mit bösen Augen an.

„Ist's nun genug?“

Sie kniete schon neben Kurt Lensing, die Tränen strömten über ihr Gesicht.

„Ich habe ihm helfen wollen!“

Wenn man einen, der nicht schwimmen kann, ins Wasser schmeißt, und nachher 'nen Strohalm nachwirft, so, an dem halt' dich fest — das ist keine Hilfe!... Es gibt bloß eine! Machen Sie, daß Sie fortkommen und lassen Sie sich nie wieder hier blicken!... Sonst — sehen Sie meine Fäuste an!“

Wut hatte dem getreuen Mann das Gesicht verzerrt. Es blieb Bira Wernstedt nichts anderes übrig, als zu ihrem Kraftwagen zurückzukehren. An dem stand sie und sah, wie ein paar Leute Kurt Lensing über die Wiesen nach Hause trugen.

### XXV.

Am Bett ihres Sohnes saß Frau Lensing. Der Arzt stand neben ihr mit sehr ernstem Gesicht.

„Schweres Nervenfieber!“

Nicht ein Wort der Klage kam über die Lippen der gebrechlichen Frau...

Der Kraftwagenlenker hatte Heinrich Felsened am Abend erzählt, was er gesehen hatte. Da begab sich der Bruder sofort zur Schwester. Er fand sie in einer verzweifeltsten Stimmung vor.

„Ich hab's doch gut gemeint!“

„Und ich dir abgeraten, hinzufahren! Das kommt von deiner Spielerei!“

„Heinrich, hilf mir! Ich weiß nicht aus noch ein!“

„Vor morgen früh läßt sich gar nichts tun! Dann werde ich den Arzt anrufen, der dich bei Lensings behandelt hat!“

„Und mir gleich zuprechen, was er dir gesagt hat!“

„Selbstverständlich! Ich werde dir nichts verheimlichen!“

Heinrich Felsened kam selbst am anderen Morgen.

„Es geht um Tod und Leben, Bira!“

„Schide mir sofort Alfred — ich bitte dich!“

„Soll geschehen! Sei vernünftig!“

Alfred Ottersen kam. Sein Schwager hatte sehr offen mit ihm geredet!

„Wie leid du mir tust, Bira!“

Sie war ganz gefaßt.

„Alfred, wir können jetzt nicht heiraten! Fahre allein nach Amerika! Wird Herr Lensing wieder gesund, werde ich in einem halben Jahre gern deine Frau!“

„Und wenn er — nicht wieder gesund wird?“

„Dann — dann mag Gott mir gnädig sein!... Und nun gehe und reise sobald wie möglich!“

Alfred Ottersen war in Amerika. Bira Wernstedt arbeitete wieder im Geschäft ihres Bruders. Es kamen die tollsten Zeiten, die Deutschland wirtschaftlich erlebt hatte. Ihr Vermögen, soweit es in Wertpapieren angelegt war, schwand hin. Es war ihr einerlei. Wenn nur Kurt Lensing genas... Und Alfred Ottersen schrieb Briefe aus der Ferne, die an ihr Herz rührten.

Die aufopfernde Pflege seiner Mutter, seine Riesenkräfte führten Kurt Lensing allmählich seiner Genesung entgegen. Wilhelm war gekommen. Er legte der gebrechlichen Frau die Hand auf die Schulter.

„Du bist nur noch ein Schatten! So geht das nicht weiter! Der Ernst wird die Paula Helmeke heiraten! Paßt zu ihm. Ihrem Vater soll er sich aber nicht mit Haut und Haaren verschreiben. Es kommt heute mancher hoch, der morgen wieder ein Nichts ist. Er überschätzt seinen Schwiegervater jedenfalls nicht! Mag



lebendes und totes Inventar mit auf den neuen Hof nehmen. Das Gut hier verkaufen wir, ich habe schon einen, der gern zugreift — und Kurt kehrt mit uns nach Haus zurück!“

„Ob er einverstanden sein wird, Wilhelm?“

„Jetzt hat er noch keinen festen Willen! Und weit weg von Hamburg muß er! Du hast genug getan, und nehme ich ihn in die Finger!“

„Müde bin ich zum Sterben! Ich wäre froh, wenn ich neben eurem Vater läge! Aber erst muß ich noch sehen, daß Kurt wieder fest auf den Füßen steht!“

„Mutterchen, das wirst du erleben! Nach der Ernte heiraten Ernst und ich, dann hast du nur noch dies eine Sorgenkind! Wenn du nicht hättest sorgen können, wäre dein Leben doch schal gewesen!“

Die zitternde Hand der alten Frau fuhr liebevoll über die Stirn ihres ältesten Sohnes. Sie lächelte, sagte aber kein Wort . . .

Der Senator Ottersen schob an einem Herbsttage seinen Arm unter den Heinrich Felseneds.

„Neueste Neuigkeit! In Berlin sind sie ernstlich dran, eine neue Nahrung zu schaffen!“

„Und dann?“

„Krabbeln wir uns wieder langsam in die Höhe! Sind wir erst über den schweren Anfang, hoffe ich, wird es schon werden. Es wird überall mit Wasser gekocht, lieber Felsened! Ein Sechzigmillionenvolk von unserer Tüchtigkeit ist heute nicht mehr aus der Weltwirtschaft auszuschalten! Das wissen wir doch in Hamburg besser, als irgendwo in deutschen Landen! . . . Mag uns der Himmel endlich gnädig sein und tüchtige Köpfe in die Reichsleitung setzen! Dann wird's schon werden!“

„Herr Senator, ich habe Sie bisher nicht für einen Optimisten gehalten!“

„Oho, ein Kaufmann, der nicht ein bißchen Optimist ist, wird nicht vorwärts kommen! . . . Wir haben in unserer Familie ja ein Schulbeispiel, die Bira! War ein Menschenkind, das allem Schatten weit aus dem Wege ging. Und hat sich dann tapfer in den Schatten gestellt — und sieht nun in die Sonne! Sie hat sie nicht einmal so lange geblendet, als ich dachte!“

„Ich kann ihr schon längst wichtige Arbeiten anvertrauen.“

„Weiß ich! Wer eine Ottersen werden will, den prüfe ich gründlich! Erstaunt war ich anfangs über Biras weiten Blick in geschäftlichen Dingen! Dann habe ich mir gesagt — na ja — Hanseatenblut! Ein ver-teufelter Saft, der ringt sich immer wieder durch. Er muß nur erst gehörig in die Zwickmühle des Lebens genommen werden!“ . . .

Bira Wernstedt tanzten nicht mehr die Nerven auf der Stirn. Still war sie geworden. Herangereift unter den Schicksalsschlägen. Vor ihrem Schreibtisch saß sie. Hielt einen Brief ihres Verlobten in der Hand, in dem stand:

„In drei Wochen bin ich wieder in Hamburg. Ich habe eine anstrengende Zeit hinter mir, auf den Kaffeepflanzen und in dem Silberbergwerk. Deutschland wird nun wieder vorwärtskommen, wenn jeder auf seinem Platze seine Schuldigkeit tut. Wir beide werden es leichter haben als viele andere! Laß uns dafür dankbar sein — und doppelt pflichtgetreu! Wir vermögen vielen Menschen Lohn und Brot zu geben. Ich weiß, die Schule des Lebens hat dir viel Erkenntnis gegeben. Mein Vater war nie überschwenglich in seinem Lobe. Wenn er jetzt mit ihm nicht targt über dich, so weiß ich, daß du es vollaus verdienst. Wie froh mich das macht! Und wie ungeduldig warte ich auf den Tag, an dem du meine Frau werden wirst!“

Die Tränen standen in Bira Wernstedts Augen. Und die Erkenntnis kam ihr, daß nichts geschieht unter der Sonne ohne einen ganz bestimmten Zweck. Und daß es dann an den Menschen liegt, die Schlußfolgerungen zu ziehen! . . .

Kurt Lensing hatte gar nichts dagegen einzuwenden, daß das Gut verkauft wurde und er wieder heimkehren sollte ins Werratal.

Ihm war, als sei sein Herz ausgebrannt. Er nahm

an Ernsts und Wilhelms Hochzeit teil, noch blaß und leidend, schärfer waren seine Gesichtszüge geworden — männlicher . . .

Winter war's geworden. Die Saaten ruhten unter der weißen Schneedecke. Winter war's auch in seiner Brust.

Der Mutter, die jetzt oft am Fenster in ihrem Sessel einschlief, sah er gegenüber. Diese Frau! Diese herrliche Frau! Er wollte seine Hand ausstrecken nach der ihren. Nein, nicht stören den Schlaf der Vielgeprüften, die heute nicht von seiner Seite wich. Weil Bira Wernstedts Hochzeitstag war! . . . Er sah hinaus, Schneeflocken taumelten vom Himmel, legten sich als Balsam auf die Erde. Ueber den Waldbrand da oben huschte ein Sonnenstrahl wie ein verlorenes Lächeln . . . Da schoß der Gedanke in ihm hoch: Nur noch kurze Zeit und die Amsel flötet wieder vom Dachfirst ihr Liebeslied.

Kurt Lensing schreckte der Gedanke nicht — und das wunderte ihn sehr.

— Ende. —

## Ein Sonntag in Saint-Cloud.

Von Ernst Berasfeld.

Saint-Cloud ist für viele Pariser das, was der Grunewald für den Berliner bedeutet: der „sonntägliche“ Ausflugsort. Am Mittag, als ich beim Hotel de ville den gemüthlichen Dampf bestieg und die Seine hinunterfuhr, wußte ich das noch nicht. Ich wollte nur aufs Geratewohl einen Ausflug machen und an der Stelle, die mir vom Fluße aus am schönsten erschien, wieder an Land gehen. Eine kleine Stunde lang aliteten wir so im strahlenden Sonnenschein dahin.

Mit niedergelegtem Schornstein unterquerte das Schiff die berühmten Seinebrücken. Zur Rechten, auf der Place de la concorde, ragte die Thebensche Spitzsäule mit ihren Hieroglyphen in die Höhe. Links stand die Nadel des Eiffelturms in den blauen Herbsthimmel. Immer weiter ging es, vorbei an den vielen Anglern, die an den Ufern, mitunter auch an den schmalen Brückenvorsprüngen standen und schweigend ihren Sport ausübten.

Als das Dampfboot sich wieder einmal einer Anlegestelle näherte, fiel es mir auf, daß mehr Fahrgäste als sonst in die Nähe des Ausgangs drängten. Ich fragte meinen Nachbarn nach der Ursache und bekam als Antwort nur einen einzigen Namen zu hören. Aber in diesem Namen lag mehr als ein Wort; mit seinem Klang verknüpfte sich sofort die Erinnerung an ein paar vorzellanzarte Geschichten, die ich früher irgendwo gelesen oder gehört hatte. Es war — Evvres, die Bezeichnung des Ortes, in dem das teuerste Porzellan der Welt hergestellt wird. Nichts war natürlicher, als daß auch ich an dieser Stelle das Schiff verließ. Ich schloß mich dem Zuge der Menschen an und stand bald vor einem langgestreckten Museum, zu dessen Eingang eine breite Freitreppe führte. Während die großen Rasenflächen vor dem Gebäude wenig gepflegt und mit vergilbten Papierfetzen bedeckt waren, herrschte im Innern peinlichste Sauberkeit. In kleinen und großen, langen und schmalen Vitrinen reichte sich ein Kunstgegenstand an den andern. Meistens waren es weiße oder farbige Porzellanstücke aus den Werkstätten von Evvres. Aber auch viele Ton- und Glaserzeugnisse waren zu sehen. In einem besonderen Schrank befand sich eine Sammlung deutschen, vornehmlich Fürstenberger Porzellans; das beste Stück war eine Nachbildung des bekannten Reiterstandbildes Friedrichs des Großen. Alle Besucher, darunter Engländer und Amerikaner, bewunderten das stierliche Schaustück.

Nach beendetem Rundgang pilgerte ich in den parkartigen Wald, der sich nördlich des Museums dahinzog. Ein leichter Wind trieb zerrissene Mustiklänge zwischen den Bäumen vor sich her. Unzählige Spaziergänger belebten die Wege, alle einem Ziele zustrebend: den Vergnügungsschlössern von Saint-Cloud. Eis- und Limonadenverkäufer machten bei der Wärme gute Geschäfte. Auch einige Wanderartisten, die schon hier, noch weitab von dem eigentlichen Rummelplatz, ihre Künste zeigten, fanden manchen Zuschauer. An einer Ausbuchtung des Hauptpfades hatte sich unter einem riesigen Sonnenschirm ein dreißigköpfiges Orchester mit Geige, Ziehharmonika und Mandoline niedergelassen. Ein junger Mann verkaufte buntbedruckte Hefte, die Noten und Texte zu sechs Chansons enthielten. Nachdem er verschiedene Dubend abgesekt hatte, spielte die Kavalle einen Vers vor, und dann sang alles, groß und klein, alt und jung, mit Begeisterung die Romanze von dem armen Chevalier d'amour,



der von seiner Angebeteten abgewiesen wird und aus ihrem Schlosse das Glück mitnimmt.

Lange nachher, als ich schon vor dem Monument der Republik stand, klang mir noch der Rehrreim in die Ohren: „Je suis le chevalier d'amour, ouvre ta porte. C'est tous les plaisirs en ce jour, que je t'apporte.“ Trotz seiner flehenden Bitten hatte sich dem romantischen Ritter das Burgtor nicht geöffnet. Mir aber taten sich jetzt die Pforten zu einem Volksparadies auf, wie ich es in dieser farbenfreudigen und larmenden Fröhlichkeit noch nicht gesehen hatte.

Zunächst allerdings bemerkte ich nur einen dichten Haufen Männer, Frauen und Kinder, die einander drängten und schubsten. Bald aber, als ich mit der Menge vorwärtsgetrieben wurde, konnte ich auch die Schau- und Trinzbuden, Karussells und Spielhallen wahrnehmen. Manches Zelt unterschied sich in nichts von den deutschen Jahrmärkten, doch gab es zwischendurch viele Vergnügungstätten, in denen „Original Pariser“ Artistentum zu Hause war. Oft stieg einem der Rauch eines offenen Feuers in die Augen, auf dem in einem Blechbehälter kleine, schwarze Muscheln gekocht wurden. An langen Tischen saßen die „Feinschmecker“, verzehrten mit Behagen die Lederbissen und tranken dazu aus kleinen Karaffen goldgelben Wein. Zu Bergen häuften sich die geleerten Schalen. Viel besucht wurde auch ein Tanzzelt, aus dem überaus fein Schimm oder Charleston erklang, sondern der immer schön und jung bleibende Balzer aus Gounods Oper „Margarete“.

Etwa in der Mitte des Parks liegt ein großer, rechteckiger Platz, der zu dem Hügel mit der prächtigen Kaskade führt. Gerade fingen auf der obersten Stufe die Wasser an zu springen. Der Menschenstrom staute sich: alle Blicke gingen in die Höhe. Väter hoben ihre Kinder auf die Schultern, und kleinegebliebene Erwachsene kletterten, so weit es der Raum zuließ, auf Tische und Stühle. Seltene Ausruhe des Entzündens begleiteten das grazios hüpfende Spiel der zehn nebeneinander sprudelnden Wasserfälle, die sich über viele Stufen und Beden hinweg in ein weites, von Gold- und Silberfischen belebtes Bassin ergossen. „Beinahe wie auf Wilhelmshöhe!“ sagte auf einmal neben mir eine junge Frau zu ihrem Begleiter. Ich wollte den Landsleuten ein deutliches Wort zurufen, aber da hatten nachdrängende Menschenmassen uns schon wieder auseinandergetrieben, und ich fand mich von neuem in eine wandernde Mauer eingeklinkt, die sich dem anderen Ende des ruhelosen Waldes zu bewachte. Mechanisch setzte ich einen Fuß vor den andern. Man konnte nichts mehr sehen, sondern mußte froh sein, heil aus dem Gewühl durch das eiserne Tor auf den Marktplatz von Saint-Cloud zu kommen.

Ja, dieser Marktplatz... Nie werde ich ihn vergessen, denn er zeigte mir zwischen all den flinken Autos und den dichtbesetzten Tischen vor den Kaffeehäusern zwei Gestalten ungewöhnlicher Art: den schmetternden Alexander und den lustigen Rajenpfeifer. Dieser war ein seltsamer Musikant, jener ein dichter und fahrender Sänger, der auf offener Straße seine selbstverfaßten Bücher anpries. Beide hatten eine große Schar Neugieriger um sich versammelt. „Le bruyant Alexandre“, wie der Poet sich auf einem großen Plakate nannte, saß vor einer Weindiele, über der am hellen Nachmittage, im gleichenden Sonnenschein, Hunderte von elektrischen Neklamebirnen aufglühten. Der hinter seinem Rücken ertlingende Fortrott störte ihn nicht. Er setzte seinen breitkrempigen Hut zurecht, rückte an seiner schwarzen Sonnenbrille und begann, mit fast singender Stimme, zu deklamieren. Seine Bücher fanden reisenden Absatz. Wurde ein Autogramm gewünscht, nahm er den doppelten Preis. Schmunkelnd steckte er einen Geldschein nach dem andern in sein Samtwams, holte er einen Band nach dem andern aus der Tiefe seines Koffers.

Nicht so hohe Summen strich der Pfeifer ein. Aber auch dieser originelle „Künstler“ verstand es, manche Münze aus den Börsen der Umstehenden zu lochen. Worin seine Kunst bestand? Der Mann spielte auf einer Quersaife mit der Nase — jawohl, abwechselnd mit dem rechten und dem linken Nasenloch! Und es gelangen ihm die schönsten Reisen aus dem „Postillon von Conjeumeau“. Dazu trug er ein mittelalterliches, buntes geflicktes Kostüm, das anzuschauen allein einen Obolus wert war.

Eine ganze Weile stand ich vor ihm, bis im Kreise tosender Beifall erscholl.

Allmählich verschwand die Sonne hinter dem Giebel eines hohen Gasthauses. Die Zeit rückte vor; ich mußte danach trachten, über die lange Brücke nach Paris zurückzufahren. Einen letzten Blick warf ich rings um den trübenden Marktplatz von Saint-Cloud. Dann schaute ich noch einmal auf den poetischen Alexander. Nicht ohne eine gewisse Bewunderung schied ich von ihm, und ich dachte an so manchen deutschen Dichter, der Hungers sterben mußte, weil er es nicht über sich bringen konnte, auf den larmenden Markt zu gehen und sich zur Schau zu stellen.

## Anekdoten von russischen Schriftstellern

Der Dichter Maxim Gorki (eigentlich bürgerlich Alexei Peshkow) lebte als kleiner Junge, nachdem sein Vater an der Cholera gestorben war, im Hause seiner Großeltern.

Eines Abends fragte ihn sein Großvater, ob er gut schlafte.

„Es ist so kalt“, sagte Alexei Peshkow.

„Ja, mein Sohn“, erwiderte der Großvater, „dann deck dich gut zu, die Engel halten dich warm.“

Alexei tat wie ihm befohlen wurde. Aber nach einem Augenblick erhob er sich und schaute nachdenklich zum Großvater.

„Was möchtest du?“ fragte der Großvater.

„Vater“, sagte Gorki, „kann ich statt des Engels eine warme Decke bekommen?“

Gorki wirkte bekanntlich eine Zeitlang als Sänger an einem Operntheater, doch ohne Erfolg. Einmal gab er in einer Gesellschaft eine Arie zum besten. Einer von den Anwesenden wandte sich zu seinem Nachbar mit den Worten:

„Lieben Sie Rusik?“

„Ja.“

„Kommen Sie, gehen wir ins Café vis-a-vis!“

Nach diesem Ereignis verließ Gorki das Operntheater und wurde Gehilfe in einer Semmelbäckerei.

In dem Hause, wo der russische Schriftsteller Anton Tschekow wohnte, lebte ein Ehepaar, das sich nicht vertragen. Das Arbeitszimmer Tschekows hatte mit der Nachbarwohnung eine gemeinsame Wand, und so konnte Tschekow die vielen Beschimpfungen der Frau gegen ihren Mann gut hören. Plötzlich starb aber der Mann. Eines Tages sah Tschekow, wie die Frau des Verstorbenen in die Wolga springen wollte. Er trat schnell heran und hielt die Witwe zurück.

„Was machen Sie denn für Sachen?“ rief Tschekow und führte die Frau heimwärts.

Die Frau stammelte: „Seht, wo mein Mann tot ist, will ich auch nicht länger leben. Ich will ihm folgen.“

„Aber, liebe Frau“, wandte Tschekow ein, „warum denn das?“ „Gönnten Sie ihm doch wenigstens jetzt das bishen Ruhe!“

Gorki sang einmal, mehrere Jahre später, als er schon als Dichter bekannt war, in einer Gesellschaft. Unter andern befanden sich in dieser Gesellschaft mehrere große, russische Schriftsteller und Künstler. Als Gorki zu singen begann, schloß er die Augen und hielt sie während des Singens ohne Unterlaß geschlossen. Ein junger Schriftsteller wandte sich an Tschekow mit der Frage:

„Sagen Sie mal, warum singt Gorki mit geschlossenen Augen?“

„Ja“, meinte Tschekow, „wenn Sie Gorki gelesen haben, werden Sie es ja wissen: Er ist sehr mitleidig veranlagt, er kann seine Mitmenschen nicht leiden sehen.“

Anton Tschekow war eine Zeitlang einer jung verheirateten Frau in Leidenschaft ergeben. Oft, wenn er sie zu Gesicht bekam, sprach ihr Tschekow von seiner Liebe. Einmal, als er ihr seine Liebe wiederum beteuerte, fuhr die Frau ihn an:

„Erzählen Sie mir kein Wort mehr von Liebe, ich bin und bleibe meinem Mann treu!“

Tschekow fiel hervor:

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau, Sie reden nicht sehr klug. Kein vorsichtiger Kapitalist würde sein ganzes Vermögen in ein Unternehmen investieren.“

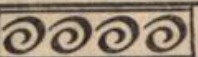
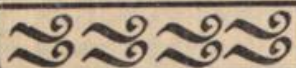
## Scherz und Spott

### Glückwunsch.

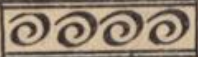
Man erzählt uns: Erik war ein Freund meiner Familie. Ich aber teilte nicht deren Geschmack und fand Erik widerwärtig. Erik war in eine andere Stadt übergesiedelt. Eines Tages teilte er seine Verlobung brieflich mit. Meine Mutter und meine Schwestern, ohnedies stets zu Überschwang geneigt, drachteten und schrieben ihm viele und heiße Wünsche, zuerst an Erik, und nachher auch an die uns fremde Braut. Ich wollte nicht gratulieren. Die Mutter bat. Ich weigerte mich. Die Schwestern forderten. Ich weigerte mich. Die Mutter und die Schwestern hörten nicht auf, in mich zu dringen. Schließlich gab ich nach und schrieb: Lieber Herr Erik! Ihnen kann ich nicht gratulieren, da ich Ihre Braut nicht kenne. Ihrer Braut kann ich nicht gratulieren, da ich Sie kenne. Ich grüße bestens. Richard.

W. v. S.





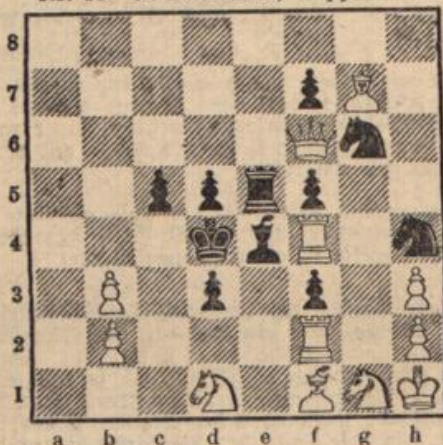
## Schach



Bearbeitet von Gustav Mohr.

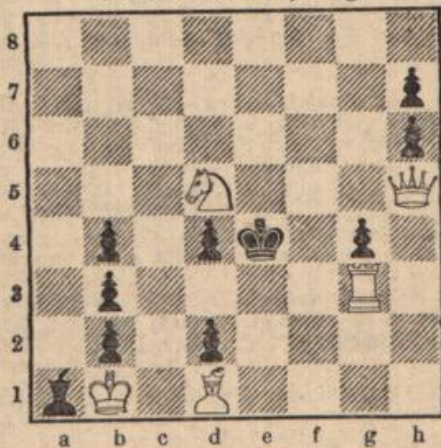
### Zweizüger-Neuheiten.

Nr. 58. F. Berhausen, Wipperfurth.



WeiB: Kh1, Df6, Tf2, f4, Lf1, g7, Sd1, g1, Bb2, b3, h2, h3.  
Schwarz: Kd4, Te5, Le4, Sg6, h4, Bc5, d3, d5, f3, f5, f7.  
Matt in 2 Zügen.

Nr. 59. G. Mach, Prag.



WeiB: Kb1, Dh5, Tg3, Ld1, Sd5.  
Schwarz: Ke4, La1, Bb2, b3, b4, d2, d4, g4, h6, h7.  
Matt in 2 Zügen.

Nach dem Einleitungszug entsteht ein neuer Zweizüger.

Jetzt, da die Olympischen Spiele ihren Anfang genommen haben, ist es interessant zu sehen, welche Zwecke der Weltschachbund verfolgt. Vor allen Dingen wünscht er die Gleichstellung mit dem Körpersport, indem er die Aufnahme des Schachs in die olympischen Spiele anstrebt — ein Ideal, das manchen Schachfreund als eine Entwürdigung des geistig-künstlerischen Inhalts des Spieles erscheinen wird. Diesen Wunsch hat der Bund bereits bei Gelegenheit der Pariser Olympiade 1924 zum Ausdruck gebracht und unter ähnlichen Bedingungen, wie sie die Olympiade stellt, den internationalen Länderkampf in Paris veranstaltet. Vergebens. Später wurde während einer Sitzung des olympischen Komitees in Prag der Wunsch um Aufnahme in die olympischen Spiele offiziell erneuert. Der französische Delegierte meinte daraufhin, daß man denn auch nächstens Würfelspiele aufnehmen müsse. Diese Antwort erschien der Schachgemeinde als eine Aeußerung vollständiger Unkenntnis des kulturellen Wertes des Schachs. Dennoch hatte er Recht, als er in dieser drastischen Weise die Auffassung des Weltschachbunds charakterisierte. Die Zulassung des Schachspiels zu den olympischen Spielen ist

vollkommen zwecklos, denn der Sport, der dort getrieben wird, bezweckt Ausbildung der körperlichen Kraft und der Geschicklichkeit. Das Schachspiel, wie das Würfelspiel haben mit diesen Eigenschaften nichts gemein. Der Weltschachbund verfolgt aber trotz dieser Zurechtweisung seinen Plan weiter, sodaß demnächst in Holland wieder olympische Schachspiele gegeben werden. Diese scharfe Kritik, die aus dem Lager der Berufsspieler stammt, mag darin begründet liegen, daß der Weltschachbund bisher seine sämtlichen Turniere nur für Amateure ausgeschrieben hat.

### Partie Nr. 18. Damenbauerspiel.

Gesp. im Turnier des Pfingst-Kongresses zu Scarborough 1927.

WeiB: Colle; Schwarz: Fairhurst.

1. d4—Sf6, 2. Sf3—d5, 3. e3—c5, 4. Ld3—Sd7!, 5. c3. Das hier von Weiß gewählte Entwicklungssystem hat seinem Führer schon manchen Erfolg gebracht. Colle will so schnell wie möglich e4 nach Sd2 durchsetzen. 5. ... g6! Wie sich später zeigt, geschieht die Fianchettierung des Läufers, um möglichst bald mit e5 ins Zentrum zu stoßen. 6. Sd2—Lg7, 7. 0-0—0-0, 8. De2. Sonst folgte bei Colle in seinen nach diesem Aufbau gespielten Partien 8. c4. 8. ... Te8, 9. e4—e5!, 10. d×e5—S×e4, 11. S×e4—d×e4, 12. L×e4—S×e5, 13. S×e5. Schwarz hat wohl das bessere Spiel, aber erst dieser Springertausch verschafft ihm ein starkes Figurenspiel. 13. ... L×e5. 14. f4. Es drohte Bauernverlust durch 14. ... Lh2+, 15. K×h2—Dh4+ usw. 14. ... Ld4+! gewinnt ebenfalls einen Bauern. 15. Kh1—Lf5!, 16. c×d4—T×e4, 17. Df3—D×d4, 18. Td1—Te8, 19. Ld2—Lg4!, 20. D×g4—D×d2, 21. h3—D×b2, 22. Tb1—Df2, 23. T×b7—h5!, 24. Dg5. Weiß ist verloren. 24. ... h4. Mit ... Te1+, 25. Te1—T×e1+, 26. Kh2—h4 wäre die Partie schneller beendet. 25. Tb1—c4, 26. Td8—c3. Nun entscheidet dieser Bauer. 27. Tg1—Te1, 28. T×e8+—T×e8, 29. f5—Te1, 30. Dd8+—Kg7, 31. f6+—Kh7, 32. T×e1—D×e1+, 33. Kh2—c2, aufgeben.

Lösungen: Nr. 49. 1. Da8—Kf6, 2. Dh8+; 1. ... K×d5, 2. Da5+; 1. ... Sf3, 2. Tf5+; 1. ... ♞, 2. Da1+.—Angabe von S. Gradstein.



## Rätsel



### Besuchskartenrätsel.



Warum ist Herr Steinfrosch so hoch emporgestiegen?

### Schieberätsel.

Die Wörter Jerusalem, Blank, Laden, Atz, Bumerang, Million sind in anderer Reihenfolge und unebenmäßig so untereinander zu schreiben, daß drei senkrechte Buchstabenreihen drei heilige Schriften dreier Religionen ergeben.

### Scharade.

Die erste Silbe frißt,  
Die andre Silbe ißt,  
Die dritte wird gefressen,  
Das Ganze wird gegessen.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

### Auflösung der Rätsel in Nr. 163.

Bilderrätsel: Aller Anfang ist schwer. — Silbenausschnitt-rätsel: O, daß sie ewig grünen bliebe, die schöne Zeit der jungen Liebel — Versrätsel: Bett.

Richtige Lösungen sandten ein: Heinrich Dienstbach, Artur Kahn, Martel König, Friedel Krah, W. Groh, Marga Lamberti, Elly, Hans u. Maria Ludolt, Almut Milke, Emmy Muschhammer, Willi Osias, sämtlich aus Wiesbaden; Hilde Häupler, Margarethe Plötz, Mariechen u. Elly Seelgen, Juliana Steinle, sämtl. a. Sonnenberg; Otto Präckel a. Hahn i.T.